

Das offene Tor

Autor(en): **Hossmann, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 41

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644997>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 41 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerel, Bern

Bern, den 13. Oktober 1923

Das offene Tor.

Von S. Hoßmann.

Der Herbst schließt sachte seine goldenen Kammern.
Die Bäume stehn wie müde Greise da.
Wir hören sie des Nachts im Sturme jammern
Wie Menschen, denen tiefes Leid geschah.

Stumm schwingt der Tod auf nebelgrauen Rossen
Die stumpfe Sichel in der kalten Hand.
Die Sonne äugt verschlafen und verdrossen
Nur hin und wieder noch ins kahle Land.

Die Nacht sinkt vorzeit in die trüben Gassen,
Nur schüchtern wagen Sterne sich hervor.
Die Felder trauern öde und verlassen,
Der Winter öffnet still sein weißes Tor.

Ein Doppelleben.

Erzählung von Joseph Viktor Widmann.

13

Das gefürchtete Telegramm traf ein. Es gab Staunton noch vierzehn bis sechzehn Tage Zeit zu seiner Tat, eine Frist, die sein Nervenleben furchtbar erschütterte. Alle Abend nahm er von den Seinen Abschied, als ob er sie am nächsten Tage nicht mehr sehen sollte. So kam die Nacht, die für ihn die letzte sein sollte. Am folgenden Vormittag gedachte er sein Vorhaben unter Umständen auszuführen, die den Verdacht von Selbstmord ausschließen würden. In jener Nacht erhob sich Staunton leise von seinem Lager, um noch einmal seine schlafenden Kinder zu betrachten. Wie er sich nun niederbeugte zu dem Bette, in dem seine jüngste Tochter Dora friedlich schlummerte, da plötzlich sank er schwerfällig nieder neben dem Bette des Kindes und stöhnte auf. Ein Nervenschlag hatte ihm die eine Seite gelähmt; es war das Uebermaß der Aufregung, das diese Katastrophe herbeiführte.

Grace hörte das Stöhnen im Nebenzimmer; sie erhob sich, eilte herbei und fand ihren Gatten in seinem bedauernswerten Zustande. Mit einem Angstschrei weckte sie die Kinder und rief die Diensthoten zu Hilfe. Sie brachten mit vereinter Mühe den Vater in sein Bett zurück, das er, wie sie annahmen, aus Herzensbängigkeit verlassen hatte. Weinend legten sie ihn in die Kissen; dann sattelte der Knabe Stauntons, um nach dem nächsten Arzte zu reiten, während Grace unter Tränen alles tat, um die Lage des Leidenden erträglich zu machen. Angstvoll blickten die Augen Stauntons in ihr Antlitz. Denn der Unglückliche war bei

voller Befinnung; aber ihm fehlte die Sprache und die freie Bewegung. Sein Gemütszustand war ein entsetzlicher. Da hatte ihn zuletzt das unerbittliche Schicksal ergriffen und gleichsam festgenagelt, damit sich an ihm und den Seinen aller Jammer erfülle. Nun konnte er den Blicken seines Sohnes nicht entriemen. Krampfhaft strebte er, aus dem Bette zu entfliehen, aber machtlos sank er zurück und kalter Angstschweiß bedeckte seine Stirn. Gegen Morgen, nachdem der Arzt einige Mittel verordnet hatte, stellte sich das Sprachvermögen teilweise ein, der Patient vermochte mühsam einzelne Worte zu stammeln. Aber er machte wenig Gebrauch von der Sprache. Was sollte er auch noch sagen, da er ja doch den Flug des Raderpeiles nicht aufhalten konnte? Schon seit vorgestern waren Georges und Alice mit dem kleinen Kinde in New York; auf heute Abend wurden sie sicher erwartet. Um Mittag machte Staunton eine äußerste Anstrengung, verständlich zu sprechen. Der Sinn seiner Rede war, man möge, wenn die Kinder heimkehren würden, nicht Alice sofort zu ihm lassen, sondern zuerst ihren Gatten allein. Denn diesem habe er etwas anzuvertrauen von dessen verstorbenem Vater. Als Grace diese Rede endlich begriffen hatte, wurde der Kranke etwas ruhiger und schlummerte bis gegen Abend. Dann aber, als die Stund heranrückte, die jeden Augenblick die Reisenden bringen konnte, war die Qual des vom Schlage Gerührten eine so große, daß Grace in ihrem Mitleid und in ihrer Liebe zu dem Leidenden kaum mit Freude der lang entbehrten